

## 29. Berliner Denkmaltag

### **Geteilt / Vereint – Unser gemeinsames Erbe in Lichtenberg entdecken**

22. April 2015, Audimax der Hochschule für Technik und Wirtschaft Berlin, Campus Treskowallee (Karlsborst)

#### **Die Russen und die Stasi und die Denkmalpflege**

(Abbildungen in separater Power-Point-Präsentation)

***Dr. Matthias Dunger, Landesdenkmalamt Berlin***

---

Im heutigen Stadtbezirk Lichtenberg konzentrierten sich drei der wichtigsten und existenziellen Stützen des ostdeutschen Machtapparates: Das Staatssicherheitsministerium des Erich Mielke in der Normannenstraße, die dazugehörige Untersuchungshaftanstalt in Hohenschönhausen und die Zentrale des KGB in Karlsborst. Drei z.T. große Stadtviertel, die, gleichmäßig über die Osthälfte der Stadt verteilt, dem öffentlichen Leben weitestgehend entzogen waren. Von „der Stasi“ sprach man nur, wenn man sich seiner Umgebung sicher war, genauso von „den Russen“, oder etwas offizieller - mit einem leicht ironischen Unterton - von „den Freunden“.

Mit dem Moskauer Liebesentzug durch Gorbatschow und dem Bröckeln der Angstmacherfunktion des Staatssicherheitsapparates, die Voraussetzung für jede funktionierende Diktatur ist, kündigte eine bis dato überwiegend duldsame Bevölkerung die Gefolgschaft und das ganze System der Herrschaftsausübung der SED implodierte auf überraschend und wunderbar unblutige Weise und überantwortete sich in die Hände des vormaligen Klassenfeindes.

Der Wandel in Europa 1989/90 hat Weltgeschichte geschrieben, das darf man wohl ohne Übertreibung sagen. Wie aber soll die klassische „Bau- und Kunstdenkmalpflege“ – so heißt das Referat im Landesdenkmalamt – bzw. die Denkmalschutzbehörde mit den Zeugnissen der überwundenen Verhältnisse umgehen oder zur Erinnerung daran beitragen?

Thema des Tages des offenen Denkmals 2013 waren die Denkmale „jenseits des Guten und Schönen“, die sogenannten unbequemen Denkmale. Bauten, die nicht in das verbreitete Klischee von Stuckfassade, mittelalterlichem Kloster oder barocker Schlossanlage passen, einfach nur im Wege sind oder keine angenehmen Erinnerungen evozieren – wie z.B. Monumentalbauten der Nazizeit oder auch Bauten der jüngsten Vergangenheit wie der DDR-Moderne. Für die Mehrzahl dieser Bauten erschließt sich ein Teil des Denkmalwertes auch, wenn ich nichts über das Gebäude weiß: Der monumentale Nazibau wie z.B. Ernst Sagebiels Luftfahrtministerium wirkt schon durch seine Architektursprache und seine beherrschende Stellung im Stadtbild. Die Architektur des erst 1984 errichteten Rathauses in Marzahn fällt völlig aus dem Rahmen der standardisierten Plattenarchitektur, und der Trudelturm in Adlershof, ein 1935 errichtetes

Experimentalgebäude der Deutschen Versuchsanstalt für Luftfahrt, ist als Skulptur interessant, auch wenn ich nicht die geringste Vorstellung von Sinn und Zweck dieser Anlage habe. Dem sogenannten praktischen Denkmalpfleger gibt das Orientierung: Liegt doch allen diesen Bauten und Anlagen ein architekturgeschichtlicher Hintergrund, eine ästhetische Haltung, eine dazugehörige Materialität zugrunde – und er kann einschätzen, welche Elemente zur Denkmaleigenschaft beitragen und vor allem welche vielleicht weniger. Und eine Reparatur oder notwendige Ergänzung kann in diesem Sinne erfolgen.

Wirklich unbequem sind jedoch die Baudenkmale, die ihre Denkmalbedeutung ausschließlich aus der mit ihnen verknüpften Geschichte beziehen, deren bauliche Ausformung eher zufällig erscheint oder sonst uninteressant wäre. Als Denkmalpfleger sind wir natürlich der authentischen Substanz verpflichtet, auch wenn dies ein oft unerreichtes Ideal bleibt. Wenn diese Substanz aber von eher zufälliger Natur oder von jenem etwas geistfernen Pragmatismus geprägt ist, wie er den Uniform-tragenden Zünften vermutlich auf der ganzen Welt eigen ist, lässt sich ein Erhaltungsanspruch nur schwer schlüssig umsetzen - und vor allem bleibt das Denkmal stumm, es lässt sich ohne Erläuterung nicht erschließen und seine Bedeutung bleibt auch dem Architekturinteressenten verborgen.

Zu den wichtigsten Anlagen dieser Art zählt eine der größten Liegenschaften des ehemaligen Ministeriums für Staatssicherheit der DDR, die zentrale Untersuchungshaftanstalt Hohenschönhausen, gelegen inmitten der weitläufigen Wohnsiedlungen und ehemaligen Industriegebiete des Berliner Nordostens.

Hervorgegangen aus einem sowjetischen Speziallager des NKWD (russ., Volkskommissariat für innere Angelegenheiten) und späteren zentralen sowjetischen Untersuchungsgefängnis für Deutschland, wurden hier nach der Übernahme des Geländes durch die DDR ab 1951 bis zum Ende des Jahres 1989 Tausende politisch Verfolgte, darunter fast alle bekannten DDR-Oppositionellen, missliebige Personen und Republikflüchtlinge inhaftiert. Nach der mit der politischen Wende verfügten Schließung aller Haftanstalten in Ostberlin wurde das eigentliche Gefängnisareal, das inmitten eines großräumigen, hermetisch abgeriegelten Sperrgebietes lag, 1992 wegen seiner geschichtlichen Bedeutung als Denkmalbereich ausgewiesen. 1994 wurde das Gefängnis erstmals öffentlich zugänglich gemacht und durch ein im Jahr 2000 vom Abgeordnetenhaus Berlin verabschiedetes Gesetz zur Errichtung der Stiftung „Gedenkstätte Berlin – Hohenschönhausen“ als Besuchs- und Dokumentationsort endgültig bestätigt.

Als das NKWD 1945 das „Speziallager Nr. 3“ einrichtete, befanden sich auf dem Gelände ein 1938 errichteter Bau einer Großküche der NS-Volkswohlfahrt und Baracken eines Fremdarbeiterlagers. Im Keller der Großküche wurde 1946 ein Trakt mit fensterlosen Zellen, das so genannte und berüchtigte „U-Boot“ eingebaut. Ein dreiflügeliger Neubau hinter dem alten Küchengebäude mit 102 Haftzellen und 120 Vernehmungszimmern ersetzte ab 1961 das „U-Boot“, das nun überwiegend nur noch für Lagerzwecke genutzt wurde. Das mehrfach erweiterte Haftkrankenhaus, die ehemalige Wäscherei der Großküche, ein daran anschließender Garagenhof und weitere Nebengebäude und Mauern umschließen das Gelände und riegeln es hermetisch ab. Bis 1989 verschwand ein komplettes Stadtviertel sowohl hinter hohen gut bewachten Absperrungen als auch vollständig vom Stadtplan.

Mit der Eintragung in die Denkmalliste bzw. das Baudenkmalbuch 1992 sollte ein Denkmal bewahrt werden, dessen konservatorisches Leitbild ein Zustand war, der gerade drei Jahre zurücklag. Da die Bedeutung dieses Baudenkmals einzig und allein in der mit ihm verbundenen Geschichte liegt, trägt jedes Detail zur Authentizität bei und kann zum Träger von Bedeutungen werden und Geschichten erzählen. Die Mischung von militärischer Rechtwinkligkeit und Bohnerwachs-Reinlichkeit mit heute unglaublichen technischen Improvisationen und einem von schlichtestem Geist geprägten Gestaltungswillen entzieht sich normaler konservatorischer Bewertung. Jeder Eingriff, der schon allein aus Gründen der heute geltenden technischen Regeln (Elektroinstallationen, Brandschutz) erforderlich wird, kann die besondere Atmosphäre beschädigen, nicht zuletzt auch deshalb, weil viele der damals verbauten Materialien nicht mehr erhältlich oder längst nicht mehr zulässig sind. Die authentische Atmosphäre, die unmittelbare Nähe zu den Geschehnissen scheint jedoch der entscheidende Grund für die eindruckliche Zeugnishaftigkeit der Anlage zu sein und die Besucher in Scharen anzulocken, die Geschichte aus erster Hand erleben wollen. Auf der anderen Seite stehen die Anforderungen der Gedenkstätte, die einer immer größer werdenden Zahl von Besuchern gerecht werden muss und dabei die Belange der Gedenkstättenarbeit, der Betreuung der Besucher und deren Sicherheit nicht vernachlässigen kann.

Nach 15 Jahren Gedenkstättenbetrieb unter intensiver und verschleißender Nutzung der scheinbar unerschöpflichen originalen Denkmalsubstanz wurde die Dringlichkeit richtungsweisender Entscheidungen immer deutlicher. In dem durch Besuchergruppen stark frequentierten Zellen- und Vernehmungstrakt sind große Bereiche mit einer geradezu als Mustersammlung anmutenden Kollektion von Tapeten bekleidet, Fußböden noch mit dem ursprünglichen, aber jetzt stark abgenutzten PVC-Belag, nahezu alle Räume mit dem ursprünglichen Mobiliar versehen. Die Tapeten unterliegen einem Verfallsprozess, der durch die ungünstigen raumklimatischen Bedingungen noch beschleunigt wird. Im Hauptgebäude mischen sich nur wenig oder gar nicht veränderte Räume mit solchen, die den normalen Renovierungs- und Nutzungsbedingungen unterworfen waren. Sollte die „Täterarchitektur“ konservierend geschützt oder – wie auch zu hören – dem natürlichen Verschleiß unterworfen und dann vergessen werden? Vermittelt das abgenutzte Ambiente aber noch die kalte, militärische und menschenverachtende Atmosphäre? Ist es gerechtfertigt, in den besonders stark beanspruchten Räumen die Oberflächen zu rekonstruieren und den Rest als „Zeitkapsel“ zu konservieren und damit auch dem normalen Besichtigungsbetrieb zu entziehen?

Der 2008 ausgelobter Realisierungswettbewerb für die Ausstellungsgestaltung brachte mit dem Wettbewerbssieger *hg merz* einiges Licht in den konzeptionellen Dschungel und erleichterte durch die klare räumliche Zonierung der Anlage auch die Definition konservatorischer Erhaltungsziele:

1. In das Innere des Hauptgebäudes wurde ein großer moderner Ausstellungsraum implementiert, ohne dass dabei spezielle denkmalpflegerische Rücksichten genommen werden mussten.
2. Alle für den Museums- bzw. Gedenkstättenbetrieb heutzutage erforderlichen Assistenzräume wie Verkauf, Imbiss, Versammlungsräume konnten – übrigens entgegen der Ausschreibung – in den ehemaligen Garagen untergebracht und das Hauptgebäude damit entscheidend entlastet werden.
3. Die Räume, die selbst zum Ausstellungsgegenstand werden, werden durch ein Stegsystem erschlossen, das sowohl den Bestand schonen soll, vor allem aber einen Abstand schafft, der eine deutliche Distanzierung zum Bauwerk der Täter erleichtert.

Aus denkmalpflegerischer Sicht bestand das Hauptziel nun darin, in den verbliebenen Originalräumen einerseits den Bestand der historischen (es fällt etwas schwer, das so zu nennen) Oberflächen zu konsolidieren, andererseits aber die Beseitigung der ärgsten Mängel in Bezug auf den Brandschutz konservatorisch zu begleiten. Zu den wichtigsten Maßnahmen gehörte hierbei die auf Vorschlag des Landesdenkmalamtes installierte Bauteiltemperierung im Zellentrakt, mit der sowohl der durch die Besuchermassen provozierte kondensatbedingte Verfall des Bauwerks und insbesondere der empfindlichen Tapeten gestoppt werden und gleichzeitig eine angenehme Temperierung des Gebäudes erreicht werden konnte. Zu den weiteren Vorteilen gehört die hohe energetische Effizienz und v.a. die Möglichkeit, die komplett neue Heizung nahezu unsichtbar zu installieren und damit nicht gegen den Ausstattungskanon einer Häftlingszelle zu verstoßen. Große Probleme bereitete auch die gesamte erneuerungsbedürftige Elektrik, die, um die alten Schalter usw. zu erhalten, z.T. auf Schwachstrom umgestellt wurde. Ein anderes Thema ist die feuersichere Wiederherstellung der Unterdecken in der historischen Anmutung.

Voraussetzung für alle Baumaßnahmen war eine aufwendige Dokumentation in Art und Form eines Raumbuches, mit der nun endlich der originale Zustand bzw. der von 2008 – 2010 festgehalten werden konnte. Wie wichtig die wirklich genaue Dokumentation ist, zeigte sich bei einer Teiluntersuchung der Tapeten im Flur des Zellentraktes. Die hier entdeckten und mit Hilfe von Kriminaltechnikern identifizierten Inschriften zeugen unmittelbar vom Schicksal der Inhaftierten.

Die Ansprüche der den Schwerpunkt vorwiegend auf die Konservierung legenden Denkmalpflege und die Ansprüche eines Museums- bzw. Gedenkstättenbetriebes mit einem eindeutigen Bildungsauftrag sind nicht immer deckungsgleich. Die Rekonstruktion einer Gummizelle im „U-Boot“ und andere Details haben der Gedenkstätte schon den Vorwurf eines antikommunistischen Gruselkabinetts eingetragen. Aber auch unter einem strengeren konservatorischen Blickwinkel sind so manche Wiederherstellungen notwendig, wenn das Denkmal nicht mutwillig seines Erscheinungsbildes beraubt werden soll. Dazu zählt z.B. die überhaupt

nicht triviale Wiederherstellung des Betons im Hof nach den notwendigen Erneuerungen der Grundleitungen oder der Nachdruck von Tapeten in dem wieder eingerichteten ehemaligen Leitungsbüro.

Inzwischen ist der Ansturm, insbesondere von organisierten Schulklassen derart groß, dass die Gedenkstätte schon Besucher abweisen musste. Die Belastung des immer noch weitgehend authentischen Bauwerks ist unvermindert hoch. Die denkmalpflegerischen Fragen sind deshalb nicht für alle Ewigkeit beantwortet, sondern werden sich angesichts des Zustandes immer wieder stellen und müssen immer wieder aufs Neue beantwortet werden.

Während die ungeschminkte Machtausübung in Hohenschönhausen nur diejenigen kennengelernt hatten, die besonders mutig waren oder einfach nur Pech gehabt hatten, war die zwar tabuisierte, aber alles durchdringende irrwitzige Schnüffel-Bürokratie des Staatsicherheitsapparates in der ganzen Gesellschaft präsent. Von einem gewissen Witz zeugt deshalb der auf dem Wege eines Kunstwettbewerbes für die Gedenkstätte entstandene Stempel-Schriftzug „Eingegangen“, der auf ihrer Kommandozentrale an der Normannenstraße prangt und auch erleichtert als „untergegangen, abgestempelt, erledigt“ gelesen werden kann.

Auch die Gedenkstätte Normannenstraße, der Hauptsitz des Ministeriums für Staatssicherheit (MfS), wurde in den original erhaltenen Dienst- und Arbeitsräumen eingerichtet. Die so genannte „Mielke-Etage“ blieb dabei unverändert, die übrigen Büroräume wurden für Zwecke der Ausstellung und Dokumentationsarbeit genutzt. Nach langen Jahren der intensiven Nutzung und Besichtigungen war auch hier eine grundlegende bauliche Instandsetzung erforderlich. Belanglose Renovierungen in den letzten beiden Jahrzehnten hatten in einigen Bereichen die Aura des unmittelbaren Erlebens etwas relativiert. Es lag daher nahe, das Erscheinungsbild zur Erbauungszeit um 1962 wiederherzustellen, zumal baulich keine entscheidenden Veränderungen stattgefunden haben und dem Gebäude im Gegensatz zur Anlage in Hohenschönhausen auch eine gewisse architektonische Qualität zugesprochen wurde. Zu den wichtigsten Maßnahmen zählte dabei die Erhaltung und Reparatur der charakteristischen Stahl-Verbundfenster mit gelb eloxierten Aluminium-Profilen im Mittelrisalit und der originalen Verbundfenster in den Etagen der Gedenkstätte und die Erhaltung des ursprünglichen und typischen Kratzputzes. Die „Mielke Etage“ wurde mit den restaurierten Möbeln wieder komplett eingerichtet und die Räume in der nach restauratorischen Befunderhebungen ermittelten Erstfassung von 1962 wiederhergestellt – also eigentlich eine Verfahrensweise, wie sie beim klassischen Schlossmuseum oder Museumsschloss üblich ist.

Bei aller verständlichen medialen Präsenz des Stasi-Themas geht ein wenig unter, dass ohne „die Freunde“ das ganze System vielleicht schon 1953 kollabiert wäre. In Karlshorst, im schönen Südosten des Bezirkes Lichtenberg, wurden die Fäden gezogen, hier war der Hauptsitz der SMAD (Sowjetische Militäradministration in Deutschland) bis 1949 und hier war bis 1994 der weltweit größte Sitz des KGB (sowjetischer Geheimdienst) außerhalb der Sowjetunion.

Am 23. April 1945, fast auf den Tag genau vor 70 Jahren, besetzte die Rote Armee zunächst fast den kompletten Ortsteil, um sich dann im Wesentlichen auf das Gelände der 1936-37 errichteten Pionierschule der Wehrmacht zu konzentrieren. Im Offizierskasino an der Rheinsteinstraße unterzeichnete die Deutsche Wehrmacht am 8. Mai 1945 die Kapitulationsurkunde, am 10. Oktober 1949 übergab hier der Chef der SMAD, Armeegeneral Tschuikow, dem Ministerpräsidenten der provisorischen Regierung der DDR, Otto Grotewohl, die administrative Gewalt, am 17. Juni 1953 fanden Grotewohl und Pieck hier Zuflucht.

1967 wurde im ehemaligen Offizierskasino das sowjetische Armeemuseum, das "Museum der bedingungslosen Kapitulation des faschistischen Deutschlands im Großen Vaterländischen Krieg" eröffnet. Allein der Titel bezeichnet ausreichend das agitatorische Ziel der Ausstellung, Adressaten waren in erster Linie die eigenen Soldaten. Wie hier mit den historischen Räumlichkeiten und dem Mobiliar im Detail umgegangen wurde, entzieht sich weitestgehend unserer Kenntnis, auf jeden Fall wurde der Kapitulationssaal und der ehemalige Clubraum, das Arbeitszimmer General Schukows, wirkungsvoll inszeniert. Augenscheinlich gehen Wehrmachtsprotz und Repräsentationsbedürfnis der neuen Machthaber nahtlos ineinander über.

Mit dem Abzug der Roten Armee 1994 – der KGB war schon unbemerkt 1991-92 verschwunden – stellte sich natürlich auch die Frage nach der Angemessenheit des Kapitulationsmuseums. Eine einzigartige Vereinbarung, die so wohl nur in der Euphorie der Wendezeit zustande kommen konnte, regelt den Fortbestand dieser Gedenkstätte: Träger ist ein gemeinnütziger Verein, der im Wesentlichen von den ehemaligen Kriegsgegnern Deutschland und der Russischen Föderation getragen wird. Eine gemeinsame Kommission konzipierte ein völlig neues Profil des Museums, das nun mit der Dauer- und zahlreichen Wechsellausstellungen und Veranstaltungen an die Schrecken des Krieges und die gemeinsame deutsch-russische Geschichte erinnert.

Der denkmalpflegerische Umgang mit dem Original hat sich hier gewissermaßen verstetigt: natürlich ist mehrmals umgeräumt und renoviert worden, die Aura des Authentischen langsam verblasst – zu Gunsten der möglichst genauen, auf jeden Fall aber kommentierten historischen Inszenierung.

Als denkmalpflegerisches Kontrastprogramm darf ich Ihnen abschließend die anderen Bauten der Pionierschule vorstellen, die immerhin im *Karlshorster Lokalanzeiger* vom 13.12.1937 als einer "der bedeutendsten Neubauten der Wehrmacht des Dritten Reiches in der Reichshauptstadt" gepriesen wurde. Die Anlage umfasste mit Sportplatz, Schwimmhalle, Reithalle, Reitbahn, Kraftfahrzeughallen sowie Offizierskasino und einem noch heute erhaltener Hochbunker rund 20 Gebäude.

Der 7-jährigen Nutzung durch die Wehrmacht stehen fast 50 Jahre Nutzung durch die Rote Armee und den KGB gegenüber. Was blieb davon an bewahrenswerten und vor allem bewahrensfähigen Spuren? Jeder, der die verlassenen Ruinen rund um Berlin kennt, weiß: so gut wie nichts. Und nach mehr als zwanzigjährigem Leerstand sind auch die letzten, eventuell etwas dauerhafteren Spuren der „Russen“ verschwunden. Was bleibt, ist die gestalterisch und materiell durchaus solide, aber eben auch banale und dutzendhaft gesehene Architektur der Wehrmachtskaserne, deren letzte Rettung der Umbau in Eigentumswohnungen darstellt. Dabei wurde die äußere Gestalt der 30er Jahre mit eingefärbtem Spritzputz, braunroten Ziegeldächern und steingrauen Sockeln und Portalrahmungen wieder hergestellt. Eine irgendwie fassbare und konservatorisch konsolidierbare Veränderung der jüngeren Geschichte war nicht festzumachen. Die Grundrisse mussten natürlich an die neue Nutzung angepasst werden.

Die Erinnerung an die Stasi ist noch lebendig und im Stadtbild präsent – und das ist angesichts der persönlichen Betroffenheit vieler auch verständlich – in Karlshorst jedoch wurde zumindest an den Rädchen der Weltgeschichte gedreht. Heute wird hier Wäsche getrocknet und hier spielen Kinder – was ja irgendwie auch wieder schön ist.